

Schriften des Historischen Kollegs

Kolloquien

64

R. Oldenbourg Verlag München 2007

Text und Kontext

Fallstudien und theoretische Begründungen
einer kulturwissenschaftlich angeleiteten Mediävistik

Herausgegeben von
Jan-Dirk Müller
unter Mitarbeit von
Elisabeth Müller-Luckner

R. Oldenbourg Verlag München 2007

Peter Strohschneider

Kippfiguren

Erzählmuster des Schwankromans und ökonomische Kulturmuster
in Strickers ‚Amis‘

I.

Erzählmuster sind Formen der syntagmatischen Organisation von Narration. Dies läßt sich zunächst für solche Erzählmuster sagen, die auf den ‚tiefen‘ Ebenen semantisch weitgehend indifferenter und daher annähernd beliebig codierbarer Strukturierungen liegen; so etwa die ‚exile and return‘-Matrix oder die Abfolge von ‚Konfrontation – Domination – Attribution‘ (A. Greimas). Gleiches läßt sich sodann aber auch von den historisch spezifischer situierten Narrationsprogrammen behaupten, die in der mediävistischen Literaturwissenschaft etwa mit dem Ausdruck ‚Erzählschema‘ gemeint sind: Syntagmatisch sind auch jene Narrationen, die von diesen Organisationsformen kulturell fundierenden Wissens erzeugt werden, welche – wie die Schemata von der ‚gestörten Mahrtehe‘¹, von der ‚Befreiung der bedrohten Unschuld‘ (‚Erlösermärchen‘)² oder von der ‚gefährlichen Brautwerbung‘³ – zum ‚outillage mental‘ vormoderner Kulturen⁴ gehören, zu den

¹ Vgl. *Friedrich Panzer* (Hrsg.), *Merlin und Seifrid de Ardemont von Albrecht von Scharfenberg*. In der Bearbeitung Ulrich Füetters (Bibliothek des litterarischen Vereins in Stuttgart CCXXVII, Tübingen 1902) LXXIIff.; *Ralf Simon*, *Einführung in die strukturalistische Poetik des mittelalterlichen Romans. Analysen zu deutschen Romanen der matière de Bretagne* (Epistemata 66, Würzburg 1990) 35ff.; *Beate Kellner*, *Ursprung und Kontinuität. Studien zum genealogischen Wissen im Mittelalter* (München 2004) 397ff.; *Armin Schulz*, *Spaltungsphantasmen. Erzählen von der ‚gestörten Mahrtehe‘*, in: *Wolfram-Studien XVIII* (2004): *Erzähltechnik und Erzählstrategien in der deutschen Literatur des Mittelalters*. Saarbrücker Kolloquium 2002, hrsg. von *Wolfgang Haubrichs*, *Eckart Conrad Lutz*, *Klaus Ridder*, 233–262.

² Vgl. *Hugo Kuhn*, *Tristan, Nibelungenlied, Artusstruktur*, in: *ders.*, *Liebe und Gesellschaft*, hrsg. v. *Wolfgang Walliczek* (Kleine Schriften 3, Stuttgart 1980) 12–35, hier bes. 18ff.; *Lutz Röhrich*, *Art. Erlösung*, in: *Enzyklopädie des Märchens* 4 (1984) 195–222, bes. 197ff.; *Hans Unterreitmeier*, *Tristan als Retter* (Centro internazionale di studi di filosofia della religione 13, Perugia 1984).

³ Vgl. *Friedmar Geißler*, *Brautwerbung in der Weltliteratur* (Halle a.d.S. 1955); *Christian Schmid-Cadalbert*, *Der ‚Ortnit AW‘ als Brautwerbungsdichtung. Ein Beitrag zum Verständnis mittelhochdeutscher Schemaliteratur* (Bibliotheca Germanica 28, Bern 1985); *Peter Stroh-*

Mechanismen der Sicherung und Reproduktion ihrer Weltauslegungen. Solche Erzählschemata wären daher schwerlich angemessen diskutierbar, wenn man von ihrer semantischen Aufladung absehen wollte.

Freilich: Nicht allein Erzählmuster der genannten Art, sie seien als transhistorisch oder als spezifisch vormodern aufgefaßt, organisieren die Narration syntagmatisch. Auch Erzähltheorien des 20. Jahrhunderts arbeiten sich nahezu exklusiv (und ganz im Gegensatz zu modernen und postmodernen Erzählverfahren) am narrativen Syntagma ab. Sie theoretisieren, so hat Rainer Warning vor kurzem am Beispiel der narratologischen Konzepte von Jurij M. Lotman und Roman Jakobson herausgearbeitet, „Erzählen also als Schließung einer anfänglichen Offenheit, als Teleologie, als Kontingenzbewältigung“. Und das heißt auch: Sie konzipieren es stets als Manifestation eines „Kulturmodell[s]“, welches (sogar noch unter den Bedingungen, mit Lukács zu reden: ‚transzendentaler Obdachlosigkeit‘) „letztlich in geschichtliches Sinnvertrauen eingelassen bleibt“⁵. Dieses theoriegeschichtliche Argument ist hier nicht zu wiederholen, doch scheint seine Plausibilität dort unübersehbar, wo zum Beispiel Lotman das „Wesen des Sujets“ als des Basiskonzepts seiner Narratologie begründet sieht in der „Ausgliederung von Ereignissen – diskreten Sujeteinheiten“, die sodann einerseits mit „Sinn [belegt]“ und andererseits „auf einen bestimmten kausalen, temporalen oder sonstigen regulären Zusammenhang [abgebildet]“ werden⁶.

In Warnings These, „[t]raditionelle Erzähltheorie“ sei „wesentlich eine Theorie syntagmatischer Organisation“ (176), geht es selbstverständlich um mehr als lediglich eine Kritik der narratologischen Tradition. Diese Kritik ist zugleich angelegt als Ausgangspunkt einer Aufmerksamkeitsveränderung, die auf Komplexisierung der Erzählforschung zielt, indem sie die Möglichkeiten eines „Erzählen[s] im Paradigma“ theoretisch zu fassen und historisch zu explorieren unternimmt. Es

schneider, Einfache Regeln – komplexe Strukturen. Ein strukturanalytisches Experiment zum ‚Nibelungenlied‘, in: *Wolfgang Harms, Jan-Dirk Müller* (Hrsg.), *Mediävistische Komparatistik. Festschrift für Franz Josef Worstbrock zum 60. Geburtstag* (Stuttgart, Leipzig 1997) 43–75; *Christian Kiening*, Zwischen Körper und Schrift. Texte vor dem Zeitalter der Literatur (Frankfurt a.M. 2003) 130ff.; *Armin Schulz*, Morolfs Ende. Zur Dekonstruktion des feudalen Brautwerbungsschemas in der sogenannten ‚Spielmannsepik‘, in: *PBB* 124 (2002) 233–249.

⁴ Vgl. *Jan-Dirk Müller*, Aporien und Perspektiven einer Sozialgeschichte mittelalterlicher Literatur. Zu einigen neueren Forschungsansätzen, in: *Albrecht Schöne* (Hrsg.), *Kontroversen, alte und neue. Akten des VII. Internationalen Germanisten-Kongresses* (Bd. 11, Tübingen 1986) 56–66.

⁵ *Rainer Warning*, Erzählen im Paradigma. Kontingenzbewältigung und Kontingenzexposition, in: *Romanistisches Jahrbuch* 52 (2001) 176–209, die Zitate 176, 180. Diesem Aufsatz (auf den hinfort als auf *Warning*, Paradigma verwiesen wird) folgen auch im weiteren die Zitate im Text. Sein narratologischer Theorieteil ist erneut erschienen in *Rainer Warning*, Die narrative Lust an der List. Norm und Transgression im ‚Tristan‘, in: *Gerhard Neumann, Rainer Warning* (Hrsg.), *Transgressionen. Literatur als Ethnographie* (Freiburg i.Br. 2003) 175–212 (künftig als *Warning*, *Tristan* zitiert), hier 179–183.

⁶ *Jurij M. Lotman*, Die Entstehung des Sujets – typologisch gesehen, in: *ders.*, *Kunst als Sprache. Untersuchungen zum Zeichencharakter von Literatur und Kunst*, hrsg. v. *Klaus Städtke* (Leipzig 1981) 175–204, Zitat 203.

wäre dies ein Erzählen, das auf der Grundlage von „Sequenzierungen des Erzählflusses selbst“ (179) dem „Strukturprinzip“ der „Wiederholung“ untersteht (197). Auf Seiten der Rezipienten erfordert es „das sukzessive Eindringen in ein an- und kataphorisches Relationsgefüge“ (197), denn an die Stelle des „Und so weiter“ syntagmatisch organisierten Erzählens“ (179) im narrativen Dreischritt „vom Anfang der Geschichte über die Mitte zum Ende“⁷ rückt „im paradigmatischen Erzählen ... ein dezentrierter Textraum“ (197), und mit ihm antwortet solches Erzählen „auf den Schwund [geschichtlichen] Sinnvertrauens“ (180).

Das ist die doppelte Pointe dieses narratologischen Entwurfs. Er setzt die ‚Wiederholung‘ ins Recht⁸. Doch anders, als man es im Horizont beispielsweise sozialkonstruktivistischer Institutionentheorien⁹, historisch-anthropologischer Ritualbegriffe¹⁰ oder narratologischer Schemakonzepte¹¹ besonders naheliegend finden möchte, wird die Repetition bei ihrer Rehabilitation gerade nicht verknüpft mit Vorhersagbarkeiten und Schematisierungen, mit der Steigerung von Erwartungssicherheit und Verlässlichkeit, mit Zentrierung und Orientiertheit. Nicht Kontingenzdrosselung sei die entscheidende Leistung jener Sequenzierungen und Wiederholungen, die einen Erzählprozeß paradigmatisieren. Ihr Merkmal sei vielmehr ‚Kontingenzexposition‘. Paradigmatisches Erzählen suche sich gerade ‚der Dialektik von Ordnung und Kontingenz zu entziehen...‘, indem es Kontingenz als solche exponiert und sich damit absetzt von allen Formen des Erzählens, die abstellen auf Kontingenzbewältigung“ (208). Dabei sind allerdings, so sollte nicht unbemerkt bleiben, narrative Organisationsprinzipien angesprochen, welche deutlich ‚tiefer‘ liegen als etwa die oben erwähnten vormodernen Erzählschemata, welche gleichwohl aber, und im Gegensatz zu den Tiefenstrukturmodellen strukturalistischer Erzählgrammatiken, semantisch codiert (und demnach auch historisch situiert) bleiben: Warnings Argument impliziert, daß kontingenzbewälti-

⁷ Vgl. *Wolfgang Thierse*, ‚Das Ganze aber ist, was Anfang, Mitte, Ende hat‘. Problemgeschichtliche Beobachtungen zur Geschichte des Werkbegriffs, in: *Weimarer Beiträge* 36 (1990) H. 2, 240–264.

⁸ Vgl. dazu in spezifisch mediävistisch-literaturwissenschaftlicher Perspektive auch *Ludger Lieb*, *Eine Poetik der Wiederholung. Regeln und Funktionen der Minnerede*, in: *Ursula Peters* (Hrsg.), *Text und Kultur. Mittelalterliche Literatur 1150–1450* (Germanistische Symposien Berichtsbände 23, Stuttgart, Weimar 2001) 506–528; *ders.*, *Wiederholung und Einmaligkeit. Eine Studie zu Wiederholungshandlungen und Erzählstrukturen in Hartmanns ‚Erec‘* (Habil. masch., Dresden 2002).

⁹ Vgl. *Peter L. Berger*, *Thomas Luckmann*, *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie* (Frankfurt a. M. 1969); *Gert Melville* (Hrsg.), *Institutionalität und Symbolisierung. Verstetigungen kultureller Ordnungsmuster in Vergangenheit und Gegenwart* (Köln, Weimar, Wien 2001).

¹⁰ Vgl. *Wolfgang Braungart*, *Ritual und Literatur* (Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft 53, Tübingen 1996); *Andrea Belliger*, *David J. Krieger* (Hrsg.), *Ritualtheorien. Ein einführendes Handbuch* (Wiesbaden 2003).

¹¹ Vgl. *Peter Strohschneider*, *Situationen des Textes. Okkasionelle Bemerkungen zur ‚New Philology‘*, in: *ZfdPh* 116 (1997), Sonderheft: *Philologie als Textwissenschaft. Alte und neue Horizonte*, hrsg. v. *Helmut Tervooren*, *Horst Wenzel*, 62–86, bes. 82 ff. (künftig *Strohschneider*, *Situationen*).

gende Syntagmatik und kontingenzexponierende Paradigmatik als zugleich Formal- und Sinnstrukturen an epistemische Konstellationen gebunden sind, daß sie „geschichtliches Sinnvertrauen“ voraussetzen oder auf seinen „Schwund“ antworten (180) und daß sie daher ihre „historische[n] Orte oder Konjunkturen“ besitzen (179).

II.

Erzählungen aus dem Genrefeld der kleinen Formen, Schwänke oder Fabeln zum Beispiel, sind regelmäßig syntagmatisch organisiert. Näherhin ihre mittelalterlichen Specimina dürften öfters geradezu als Kommunikationsmedien von Selbstverständlichkeiten, von fragloser Sinnsicherheit interpretierbar werden¹². Nicht allein dort, wo sie über einer Zweigliederigkeit von *narratio* und *moralisatio* operieren, kann sich in ihnen vor allem ‚Weisheit‘ manifestieren, eine Wissensform also, in welcher sachliche Wissensansprüche von ethischer Orientierung kaum unterschieden werden¹³; welche daher vorzüglich im Modus des Exemplarischen prozedieren kann, insofern der besondere Kasus und die allgemeine Regel je metonymisch füreinander eintreten; und welche dabei Kontingenz stets als Schein zu entlarven und auf die in ihr waltenden Providenzzusammenhänge hin durchsichtig zu machen weiß.

Wäre eine solche – vermutlich das Risiko einer gewissen Übergeneralisierung laufende – These von der allgemeinen kontingenzbewältigenden Syntagmatik kleinerer Erzählformen plausibel, dann doch zunächst wohl allenfalls so lange, wie der textuelle Status entsprechender Erzählungen für unproblematisch gehalten würde. Schwerlich ist es aber, wie man sich schon an der Relation von Einzeltext und Textsammlung vergegenwärtigen kann: Gibt es so etwas wie die einzelne Fabel, den vereinzelt Schwank literarhistorisch überhaupt anders denn als Ausnahmefall? Handelt es sich nicht vielmehr um Konstruktionen der Philologie: um Resultate von (möglicherweise kategorial anachronistischen) Selektionsent-

¹² Nicht als Infragestellung des hier unterstellten Regelfalles, vielmehr als ihn bestätigende Ausnahme scheinen mir solche Mären bewertbar zu sein, die zum Beispiel den Schrecken geradezu epistemischer Schocks narrativ gegenwärtig werden lassen, indem sie Grundlagen etwa der Gewißheit sinnlicher Erfahrung oder der ‚gender‘-Hierarchie zum Kollabieren bringen – Texte also wie, sagen wir: Heinrich Kaufringers ‚Drei listige Frauen‘, das ‚Nonnenturnier‘ oder Hans Rosenplüts ‚Wettstreit der drei Liebhaber‘. Vgl. zur Gattungsdiskussion in diesem Zusammenhang insbes. *Walter Haug*, Entwurf zu einer Theorie der mittelalterlichen Kurzerzählung, jetzt in: *ders.*, Brechungen auf dem Weg zur Individualität. Kleine Schriften zur Literatur des Mittelalters. Studienausgabe (Tübingen 1997) 427–454; *Klaus Grubmüller*, Das Groteske im Märe als Element seiner Geschichte. Skizzen zu einer historischen Gattungspoetik, in: *Walter Haug, Burghart Wachinger* (Hrsg.), Kleinere Erzählformen des 15. und 16. Jahrhunderts (Fortuna vitrea 8, Tübingen 1993) 37–54.

¹³ Vgl. *Aleida Assmann* (Hrsg.), Weisheit (Archäologie der literarischen Kommunikation 3, München 1991), darin bes. *dies.*, Was ist Weisheit? Wegmarken in einem weiten Feld 15–44; *Alois Hahn*, Zur Soziologie der Weisheit 47–57.

scheidungen, wie sie quer zu Überlieferungskonfigurationen und Sammlungskontexten getroffen werden, wo immer man zum Beispiel die Genealogie eines Erzählstoffes rekonstruieren oder in der Textgeschichte einen Archetyp identifizieren will? Begegnen diese narrativen Formen in der interaktiven Erzählpraxis der Vormoderne typischerweise nicht ebensowohl in Ensembles vergleichbarer Kontexte¹⁴ wie in der schriftlichen Überlieferung (Mären-, Schwank-, Fabel-, Exempel-Sammlungen)? Müßte man nicht also tatsächlich sagen, ‚Schwank‘ (wie andere kleine Erzähltexte) sei geschichtlich – jedenfalls für seine literarhistorisch einsehbare Geschichte in den mittelalterlichen Volkssprachen – ein Pluraletantum¹⁵?

Solche Fragen liegen freilich jenseits der gegenwärtigen Problemstellung, sie müssen hier nicht eigens diskutiert werden. Vielmehr genügt der Hinweis auf die Möglichkeit dessen, was solche Fragen hervortreibt: der erzählpraktisch wie überlieferungsgeschichtlich sich abzeichnende serielle Charakter novellistischen, schwank- und exemplenhaften oder fabulösen Erzählens, mithin das, was man vielleicht seine spezifische Kotextualität nennen könnte¹⁶. Es ist damit allerdings zugleich auch der Hinweis – und auf ihn kommt es hier eigentlich an – auf die Möglichkeit gegeben, daß jene Sinnsicherheit, die mit der „Schließung einer anfänglichen Offenheit, als Teleologie, als Kontingenzbewältigung“ (R. Warning) des syntagmatischen Erzählens reproduziert oder produziert werden kann, daß sie schon mit der nächsten Erzählung (wieder) prekär wird. Die epistemische Gewißheit, als deren exemplarische Manifestation die Einzelerzählung erscheinen mag, kann

¹⁴ Nicht allein bei institutionalisiertem Reihumerzählen oder anderen Erzählritualen erst, sondern auch schon auf der Ebene alltagsnahen Erzählens: *Nam ut ansa ansam, ita fabula trahit fabulam* (Erasmus von Rotterdam, *Colloquia familiaria*. Vertraute Gespräche. Übersetzt, eingeleitet und mit Anmerkungen versehen v. Werner Welzig [Ausgewählte Schriften 6, Darmstadt 1967] 296). Topischer Rekurs auf solche Erfahrung gehört etwa zur Selbstbeschreibung frühneuzeitlicher Prosaerzählenssammlungen; vgl. *Bärbel Schwitzgebel*, Noch nicht genug der Vorrede. Zur Vorrede volkssprachiger Sammlungen von Exempeln, Fabeln, Sprichwörtern und Schwänken des 16. Jahrhunderts (Frühe Neuzeit 28, Tübingen 1996) bes. 118–141 (im folgenden zitiert als *Schwitzgebel*, Vorrede). Vgl. auch *Rudolf Schenda*, Vom Mund zum Ohr. Bausteine zu einer Kulturgeschichte volkstümlichen Erzählens in Europa (Göttingen 1993); *Stephan Müller, Ludger Lieb* (Hrsg.), Situationen des Erzählens. Aspekte narrativer Praxis im Mittelalter (Quellen und Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte 20, Berlin, New York 2002).

¹⁵ Vgl. *Hans-Joachim Ziegeler*, Art. Schwank₂, in: *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft III* (2003) 407–410, hier 409.

¹⁶ Der Text und seine Semantik, so soll damit ausgedrückt sein, sind bei den kleinen Erzählformen typischerweise dadurch gekennzeichnet, daß sie sich nicht allein auf der Ebene des ‚Einzeltextes‘ bestimmen, sondern daß zugleich der ‚Rahmen‘ eines Ensembles von Mit-Texten (gattungssystematisch gleicher oder vergleichbarer Art) relevant sein kann. Einzeltexte und ‚Sammlungstext‘ können einander unter solchen Bedingungen je gegenseitig vielfältig modellieren. Der Terminus ‚Episode‘ steht zur Beschreibung solcher Komplexität nicht zur Verfügung (anders *Warning*, *Tristan* 178f.): Episoden sind etwas ‚Dazwischengeschaltetes‘, sind stets Episoden von etwas, nämlich von übergeordneten Syntagmen. Es handelt sich also um einen speziellen Fall von Kotextualität, wie er zum Beispiel im Schwankroman oder im Tierepos begegnet und sich von demjenigen der Mären-, Exempel- oder Fabelsammlungen unterscheidet: Man würde nicht sagen, daß die einzelne Novelle eine ‚Episode‘ des ‚Decamerone‘ sei.

dort zerfallen, wo jene nicht mehr das Ganze der Narration darstellt, sondern – wie der Schwank in der Schwanksammlung oder als Episode eines Schwankromans, wie die Fabel im Tierepos – in übergreifende Serien oder Syntagmen eintritt und in ihnen paradigmatisiert wird. Um es zunächst in (wiederum riskanter) Generalisierung zu sagen: Die Erzählfolge kann den Einzelschwank, sobald er in sie einrückt, zu etwas Partikularem machen. Sie kann ihn zur Wiederholung eines anderen und selbst zum Objekt von Repetition werden lassen, ohne doch Wiederholendes und Wiederholtes stets syntagmatisch aufeinander beziehen oder semantisch abstimmen zu müssen. Das Agieren des Schwankhelden mag dann noch ein Telos haben, der Schwank indes kann in der Serie um seine Teleologie kuptiert sein. Er verweist dann nicht mehr unter den Bedingungen einer metonymischen Beziehung von Allgemeinem und Besonderem auf ‚Welt‘ überhaupt, sondern allenfalls noch auf einen Weltausschnitt. Dann aber, unter dem Gesetz der Serialität, lassen sich Ansprüche auf Gewißheit und Verbindlichkeit von Sinn oder auf Repräsentanz von ‚Welt‘ für den einzelnen Schwank schwer aufrechterhalten; und die großen Prosaerzählsammlungen seit dem 16. Jahrhundert reagieren nicht zuletzt hierauf, wenn sie unisono ihre Funktionalitätsansprüche zurücknehmen auf die Vertreibung von Langeweile und Melancholie¹⁷. Umgekehrt, um es zugespitzt, doch kaum unzulässig vereinfachend zu sagen, dürfte die Schwankfolge (inklusive ihrer tierepischen Sonderformen) in der Vormoderne vorzüglicher Ort eines Erzählens sein, das in dem von Warning explizierten Sinn als paradigmatisches sich bezeichnen ließe.

III.

In den vorstehenden Überlegungen, indem sie an das Konzept eines ‚Erzählens im Paradigma‘ anschließen, wird an diesem weiterer Klärungsbedarf sichtbar. Er ergibt sich vom Problem der Textualität her, dessen Konsequenzen für diese narratologische „Zweiertypologie“ (179) ausführlicher zu bedenken wären. Zu dieser Typologie, wie ich sie hier von Warning übernehme, gehören vor allem zwei entscheidende Momente, nämlich einerseits die Koppelung von narrativer Struktur und Semantik (Exposition oder Drosselung von Kontingenz) und andererseits die Dichotomie von syntagmatischem und paradigmatischem Erzählen. Diese Dichotomie modelliert ‚Typen‘, man möchte sagen: Idealtypen, und selbstverständlich ist bedacht, daß sie niemals sozusagen ‚rein‘ vorkommen. Warning spricht deswegen etwa von „dominant [!] sujethaft-syntagmatische[m]“ und „dominant [!] sujetlos-paradigmatische[m]“ Erzählen (179), auch von einem „Erzählen im Zeichen paradigmatisierter Syntagmatik“ (197). Unterschieden wird dieserart eine strikte Dichotomie der Erzähltypen einerseits von den Übergangsfeldern sich verschiebender Akzentuierungen auf der Ebene der narrativen Realisationen dieser Typen andererseits. Doch ist dies nicht schon eine Hilfestellung für die Beschreibung

¹⁷ Vgl. *Schwitzgebel*, Vorrede, passim.

auch jener Konstellationen, welche hier durch die spezifische Kontextualität der kleinen Erzählformen veranschaulicht werden sollten. In diesen Konstellationen erscheinen ja Syntagmatik und Paradigmatik weder als oppositive Alternativen noch als jeweilige Dominante. Sie stellen sich eher als zwei Seiten eines Funktionsgefüges dar, die ineinander umschlagen können, wenn man von der Beobachtung der Ebene des ‚Einzeltextes‘ auf diejenige des ‚Sammlungstextes‘ oder umgekehrt wechselt: Der Abbau von Kontingenz in der Teleologie des Syntagmas der Einzelerzählung kann durch deren Einstellung ins Paradigma einer offenen Serie oder Sammlung geradezu unterlaufen werden; umgekehrt mag die paradigmatische Exposition von Kontingenz, zum Beispiel in Schwankfolgen, in übergeordneten, romanhaft geschlossenen Syntagmen nachgerade in eine Form der Kontingenzdrosselung umschlagen¹⁸.

Wenn dies aber richtig sein kann, dann wäre auch für die strukturelle Seite des Konzeptes anzunehmen, was für die semantische ohnedies gilt: So wie ‚Kontingenz‘ (jedenfalls für die Objektebene historischer Arbeit) schwerlich anders denn als Beobachtungskategorie zu denken ist, wären auch Syntagmatik und Paradigmatik nicht schlechthin als Objektsachverhalte zu verstehen, sondern als perspektivische Begriffe. Die Unterscheidung dieser beiden Erzähltypen setzt als Bezugssystem unter anderem das ‚Ganze‘ einer Erzählung und damit einen Beobachtungspunkt voraus, von welchem aus solche Ganzheit sich bestimmen läßt. Das mag dort außer Acht bleiben können, wo der Textstatus einer Erzählung als unproblematischer eine Betrachtungsperspektive relativ verläßlich definiert. Das wird indes überall dort entscheidend, wo die Geschichtlichkeit von Textualitätskategorien¹⁹ ins Spiel kommt, wo etwa verschiedene Blickpunkte eingenommen werden können, weil textuelle Ganzheit prekär bleibt: Sei es hinsichtlich ihrer ‚äußeren‘ Kompletion, also bei Fragmenten, Fortsetzungen, Kompilationstexten, offenen Erzählzyklen etc.²⁰; sei es hinsichtlich ihrer ‚internen‘ Strukturierung, dort also, wo (zum Beispiel: vormoderne) Erzählmodelle die Ganzheit der Narration erreichen und zugleich zersetzen im Episodischen – oder umgekehrt: paradigmatisch erzählen, ohne doch auf eine syntagmatische ‚Letzt-Rahmung‘ verzichten zu können²¹. Solcherart verhält es sich bei narrativen Verfahren, welche syntagmati-

¹⁸ Warning, *Tristan* 198, hat das Problem anscheinend bemerkt und ad hoc durch Unterscheidung von „Sujets im kleinen“ und „Makrosujet“ zur Sprache gebracht.

¹⁹ Vgl. *Strohschneider*, *Situationen; ders.*, *Textualität der mittelalterlichen Literatur. Eine Problemskizze am Beispiel des ‚Wartburgkrieges‘*, in: *Jan-Dirk Müller, Horst Wenzel* (Hrsg.), *Mittelalter. Neue Wege durch einen alten Kontinent* (Stuttgart, Leipzig 1999) 19–41.

²⁰ Vgl. *Peter Strohschneider*, *Alternatives Erzählen. Interpretationen zu ‚Tristan‘- und ‚Willehalm‘-Fortsetzungen als Untersuchungen zur Geschichte und Theorie des höfischen Romans* (Habil. masch., München 1991); *Franz Josef Worstbrock*, *Wiedererzählen und Übersetzen*, in: *Walter Haug* (Hrsg.), *Mittelalter und frühe Neuzeit. Übergänge, Umbrüche und Neuansätze* (Fortuna vitrea 16, Tübingen 1999) 128–142.

²¹ Ohne also auch verzichten zu können auf eine Letzt-Begründung der epischen Welt und ihres Geschehens, welche eine legitime Pluralität von Geltungszusammenhängen ausschließt und welche daher potenziell alle Kontingenz als bloß einstweilen undurchschaut geliebene Providenz auszuweisen in der Lage sein muß.

sche und paradigmatische Prinzipien in der Aufsichtung von Textebenen – zum Beispiel im Spannungsfeld von ‚Einzeltext‘ und ‚Textsammlung‘ – prekär verkoppeln. Die Erzählverfahren der spätmittelalterlichen Schwankromane gehören hierher. Ihre Komplexität läßt sich mit dem Begriffsinstrumentarium von Rainer Warnings Konzept des ‚Erzählens im Paradigma‘ neu entfalten, wenn man dieses in der hier vorläufig skizzierten Weise auf seine texttheoretischen Voraussetzungen hin zu öffnen versucht.

Bevor ich im folgenden, anstatt die theoretischen Implikationen des ‚Erzählens im Paradigma‘ im Prinzipiellen weiter zu diskutieren, seine analytische Leistungsfähigkeit für eine Lektüre von des Strickers ‚Pfaffen Amis‘²² nützen will, sei doch eine hypothetische Schlußfolgerung aus den vorstehenden Überlegungen wenigstens angedeutet. Die Unterscheidung von narrativer Syntagmatik und Paradigmatik hat sich hier als ein Problem auch der Unterscheidung (und Hierarchisierung) von Textebenen gezeigt. Vor diesem Hintergrund könnte allerdings die Frage naheliegen, ob nicht auf der gewissermaßen tiefsten Ebene, derjenigen des einzelnen narrativen Satzes, stets eine syntagmatische Struktur anzusetzen wäre, die sodann im Aufbau von Textebenenhierarchien – über alle Stufen der Mikro- und Makroorganisation von Narration hinweg (Szenen, Erzählabschnitte, Episoden, Handlungsfolgen usw.) – syntagmatisch weiter stabilisiert, aber im Gegenteil auch paradigmatisch geöffnet werden kann. In letzterem Fall schlage, so wäre dann weiter zu sagen, syntagmatische Drosselung von Kontingenz durchaus in deren Exposition um. Neben anderen könnte ein Ansatz dieser Art den theoretisch-schichtlichen Vorteil haben, in der narratologischen Privilegierung des Syntagmas (oben Punkt 1.) nicht eine bloße Einseitigkeit sehen zu müssen, sondern sie von einer strukturellen Gegebenheit des Erzählens her erläutern zu können, ohne dabei doch auf jene Perspektiverweiterung und differenzierende Komplexisierung der Erzählforschung verzichten zu müssen, wie sie mit dem ‚Erzählen im Paradigma‘ verbunden ist.

IV.

Eine spezifische Kotextualität kleinerer mittelalterlicher und frühneuzeitlicher Erzählformen gab hier Gelegenheit, sich zu vergegenwärtigen, daß teleologische Erzähl syntagmen nicht allein – durch Strukturen der Episodisierung und Repetition – ‚im Innern‘ sozusagen zersetzt werden können. Sie können auch, als solche intakt bleibend, ihrerseits unter die Gesetze von Wiederholung und Serialität geraten – und sei es in schlicht additiver Anordnung –, um dann nicht die Bewältig-

²² Zu diesem Zweck greife ich in den Grundzügen und öfters auch in den Formulierungen, nicht aber ohne eine ganze Reihe von Korrekturen im einzelnen, auf eine frühere Interpretationsskizze zurück: *Peter Strohschneider*, *The Dual Economy of Medieval Life*, in: *David E. Wellberry* u. a. (Hrsg.), *A New History of German Literature* (Cambridge/Mass., London 2004) 112–116. Für überaus anregende Gespräche auch zu diesen Überlegungen habe ich, wie immer, Beate Kellner (Dresden) und Marion Oswald (München) zu danken.

barkeit von Kontingenz, sondern im Gegenteil jene selbst zu exponieren: den Sachverhalt also, daß sich Kontingenz immer wieder gegen alle Versuche, sie einzudämmen, durchsetzen kann²³. Für diesen Fall der Paradigmatisierung von Erzählsyntaxen durch Integration in serielle Kontexte bietet vor allem die Geschichte des Schwankerzählens die eindrucklichsten Beispiele. Zu ihnen gehören etwa jene umfangreichen Prosaerzählensammlungen, wie sie seit Heinrich Bebel und Johannes Pauli für die literarische Kultur und Erzählpraxis des 16. Jahrhunderts kennzeichnend sind – und zwar so sehr, daß die Diagnose nahe liegt, diese Facetten- und Schwank-Summen verstünden sich am besten als narrative Bearbeitungs- wie Steigerungsformen unterschiedlicher, aber tiefgreifende epistemische Verunsicherungen bewirkender Pluralisierungserfahrungen und Ambivalenzwahrnehmungen von Welt. Denn es handelt sich ja um Formen des Redens über weithin (ideologisch) Selbstverständliches, (kognitiv) Triviales oder (sozial) Peripheres, welche sich – abgekoppelt von den institutionalisierten Orten literarischer Kommunikation – als poetologisch (etwa: Volkssprache, Prosa) und funktional (etwa: ‚Zeitvertreib‘) marginal inszenieren und in denen die Welt überwiegend als Menge isolierter Einzelheiten im Modus des Partikularen repräsentiert wird. Dabei verlieren übergreifende Sinnzusammenhänge an erzählerischer Relevanz, werden tradierte Normierungen umgewertet, Semiosen uneindeutig, wird Heiliges profaniert oder Profanes sakralisiert, werden aber auch normative Spannungen brachial als problemlos dargestellt oder komplexe Erzählvorgaben (etwa in Epi-mythien) trivialisiert; und all dies in Erzählformen voller Widersprüche und Unabgestimmtheiten²⁴, in welchen der epochale frühneuzeitliche Umbau der Welt seine Spuren hinterließ.

Allerdings: Paradigmatisierung von Schwänken, Kontingenzexpositionen der angedeuteten Art gibt es nicht erst im 16. Jahrhundert und nicht allein auf dem Wege der addierenden Sammlung. Es läßt sich – wenn es nicht überhaupt zu den prinzipiellen Möglichkeiten narrativer Weltverarbeitung gehört – in der deutschen Literaturgeschichte früher schon und auch dort beobachten, wo die Anord-

²³ Letzteres ist selbstverständlich nichts anderes als die folgenreiche, aber triviale These, daß *Ordnung unwahrscheinlicher sei als Unordnung* – oder eben: *der 2. Hauptsatz der Thermodynamik*.

²⁴ Ich nenne, rein illustrativ, nur wenige Beispiele: Die oft prägnante *brevitas* vieler Historien (die auch eine De-Rhetorisierung sein kann, jedenfalls nicht die literarische *énonciation* akzentuiert, sondern das *énoncé* der erzählten Welt) kontrastiert immer wieder mit deren stereotyp angeführter Zeitvertreibsfunktion (vgl. *Schwitzgebel*, Vorrede, passim), welche im übrigen erst in einer historischen Theorie der Langeweile adäquat zu rekonstruieren wäre. Es gibt bemerkenswerte Spannungen zwischen der kaum zu bändigenden Pluralität episodischer Weltrepräsentationen sowie dem in den erzählten Welten sich manifestierenden Verbindlichkeitsverlust hegemonialer Werte und Normierungen (Täuschung, Betrug, Verbrechen, Gewaltexzesse, Durchbrechung sexueller Tabus) einerseits und andererseits der Selbstverständlichkeit schlichtester Normansprüche in den prätendierten Funktionshorizonten ‚niederer‘ Erzählens. Die narrativen Legitimationsmuster setzen typischerweise gerade nicht auf die Kommunikationsmodalitäten anonymisierter literarischer Märkte, denen die Texte als Bücher angehören, sondern im Gegenteil auf interaktive Formen des Literaturumgangs; u.s.w.

nung der einzelnen Erzählungen zur Serie durchaus ihrerseits eine Art von Syntagma realisiert und wo man daher mit einem keineswegs risikolosen Ausdruck von ‚Roman‘ sprechen mochte. Um einen solchen Fall geht es im folgenden: um das der *communis opinio* zufolge gattungsbegründende Exemplar der ‚Schwankromane‘²⁵.

Seit er der Forschung mehr bedeutet als eine lustige, aber belanglose Erzählfolge um einen komischen Schwankhelden²⁶, seit er also, beginnend mit der wegweisenden Untersuchung Hanns Fischers, in seiner Literarizität ernst genommen wird²⁷, hat man den ‚Pfaffen Amis‘ stets mit Betonung seiner ‚romanhaften‘ Kohärenz gelesen, und dieses Romanhafte war stets etwas Teleologisches. Daran nimmt der neue Zugriff auf diesen Text, den ich hier versuche, Anstoß. Bevor des Strickers Erzählung zum Modellfall sozialhistorischer Entzifferungen hochmittelalterlicher Literatur werden konnte, sah man ihre ‚romanhafte‘ Gerichtetheit etwa in der von Fischer herauspräparierten Steigerungsreihe der Schwänke vom „Wortbetrug“ über den „Tatbetrug“ zum „Gewaltbetrug“²⁸. Während jener Phase betonte man eine Teleologie der sukzessiven Durchsetzung von siegreicher (frühbürgerlicher) Vernunft²⁹. Nach dem Scheitern kurzgeschlossener sozialhistorischer Kontextualisierungen³⁰ hat sich im Grundsatz nicht sehr viel geändert, wenn die Geschichte etwa rekonstruiert wird als eine des prozessualen Übergangs vom (Tugend)Ideal zur (widersprüchlichen) Wirklichkeit, von der Eindeutigkeit zur Mehrdeutigkeit der Werte, vom Monologischen zum Dialogischen³¹.

Jedoch signalisiert schon die Pluralität bislang erprobter Deutungslinien, daß des Strickers knappe Erzählung zu komplex ist, um sich einer von ihnen sogleich anzubequemen. Wohl ist das Handeln ihres Helden stets zweckgerichtet, doch das heißt noch nicht, es besitze die Folge der Schwänke eine eindeutige Richtung. Ich will vielmehr zeigen, daß aufs Ganze von einer derartigen Teleologie nicht die Rede sein kann: weder von einer Zielrichtung der protomodernen Rationalisie-

²⁵ Das strukturelle Problem ist nicht neu. Es wurde im Falle der Schwankromane zum Beispiel unter dem Problemtitel ‚Gattungsform‘ diskutiert; vgl. *Peter Strohschneider*, Schwank und Schwankzyklus, Weltordnung und Erzählordnung im ‚Pfaffen von Kalenberg‘ und ‚Neihart Fuchs‘, in: *Klaus Grubmüller, L. Peter Johnson, Hans-Hugo Steinboff* (Hrsg.), Kleinere Erzählformen im Mittelalter. Paderborner Colloquium 1987 (Schriften der Universität-Gesamthochschule Paderborn. Reihe: Sprach- und Literaturwissenschaft 10, Paderborn, München, Wien, Zürich 1988) 151–171, hier 151 ff.

²⁶ Eine Übersicht hierzu bei *Werner Röcke*, Die Freude am Bösen. Studien zu einer Poetik des deutschen Schwankromans im Spätmittelalter (Forschungen zur Geschichte der älteren deutschen Literatur 6, München 1987) 37 f. (künftig: *Röcke*, Studien).

²⁷ *Hanns Fischer*, Zur Gattungsform des ‚Pfaffen Amis‘, in: *ZfA* 88 (1957/58) 291–299.

²⁸ Ebd. 293.

²⁹ Am wichtigsten ist *Hedda Ragotzky*, Gattungserneuerung und Laienunterweisung in Texten des Strickers (Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur 1, Tübingen 1981) 141 ff. (künftig *Ragotzky*, Gattungserneuerung).

³⁰ Zur Kritik insbes. *Ursula Peters*, Stadt, ‚Bürgertum‘ und Literatur im 13. Jahrhundert. Probleme einer sozialgeschichtlichen Deutung des ‚Pfaffen Amis‘, in: *LiLi* 7 (1977) H. 26, 109–126 (künftig *Peters*, Stadt).

³¹ Vgl. *Röcke*, Studien 40 f., 61, 84.

zung oder der karnevalistisch pluralisierenden Subvertierung eingelebter Machtverhältnisse, noch von einer Teleologie, die umgekehrt auf (Re)Stabilisierung oder Reproduktion traditionaler Normativität und vormoderner epistemischer Sicherheiten hinauslief. Jede Dichotomie von Affirmation und Negativierung, von Ordnungsentwurf und Kontingenz unterbietet, so meine ich, die spannungsreiche Komplexität des Textes. Und man kann dies sehen, wenn man den Aufbau des ‚Pfaffen Amis‘ aus unterschiedlichen Erzählkomplexen ernst nimmt, wenn man die Differenzen ihrer Handlungsordnungen und narrativen Prinzipien beachtet, und wenn man von daher deren Relationen neu durchdenkt. Darauf zielt mein Vorschlag.

V.

Die Erzählung führt ihren Protagonisten im Prolog ein als *der buoche ein wise man*, der

*vergap so gar swaz er gewan,
beidiu durch ere und durch got,
daz er der milte gebot
ze keiner zit übergie* (v. 47–51)³².

Einerseits ist der Pfaffe selbstverständlich litterat. Er verfügt über die Schlüsselkompetenz zur Verwaltung des klerikalen Schrift- und das heißt auch: des theologischen Wahrheitsmonopols. Zugleich bestimmt ihn andererseits eine Freigebigkeit, die in der Vertikale transzendenter Normbegründung (*got*) wie in der Horizontale innerweltlicher Sozialregulierung (*ere*) gleichermaßen vorbildlich ist. Diese Freigebigkeit steht am Anfang und ist auch Ausgangspunkt der *narratio*: Der Bischof, welchem Amis zu Gehorsam verpflichtet ist (v. 57), droht ihm an, seine Pfarrei in der englischen Stadt Tranis einzuziehen, weil er ihn verdächtigt, die soziale Hierarchie des Klerus vermittels jener umfassenden Freigebigkeit umstülpen, mindestens Gleichrangigkeit zwischen Pfarrer und Bischof herstellen zu wollen. Gerade solche Ranggleichheit mit dem Bischof wird Amis allerdings am Ende der Erzählung erlangen: Die Mönche jenes Zisterzienserklosters, in welches er im Verfolg einer frommen *conversio* zwischenzeitlich eingetreten war, wählen den Schwankhelden zum Abt, dem dann auch die ewige Seligkeit gewiß ist (v. 2509 f.).

Erzählt, so sieht man, wird hier eine Erfolgsgeschichte, und nirgends stellt der Text die Positivität von Amis' sozialem Aufstieg etwa in Frage. Doch ist zugleich nicht zu übersehen, daß diese eindrucksvolle, von der Pfarrei ins Kloster, vom einfachen Leutpriester zum Zisterzienserabt führende Karriere keineswegs in den üblichen Aktionsschemata schwankhafter Erzählungen sich vollzieht, in denen typischerweise im listigen Handeln des Protagonisten gegen die Statik der Ver-

³² Meine Zitate folgen der auf der Grundlage der Riedegger Handschrift erarbeiteten Ausgabe: *K[in]’ichi] Kamihara* (Hrsg.), *Des Strickers ‚Pfaffe Amis‘* (Göppinger Arbeiten zur Germanistik 233, Göppingen 1978 [2., rev. Aufl. 1990]).

hältnisse vielfältig die Behauptung ihrer Umkehrbarkeit gesetzt wird³³. Bei Amis hingegen werden soziale Rangsteigerung und anagogische Sicherheit vielmehr durch genuin aristokratische Verhaltensformen bewirkt: durch seine vorbildliche Freigebigkeit zunächst, seine monastische *metanoia* sodann. Freilich setzen *milte* und Konversion als Bedingung ihrer Möglichkeit materielle wie semantische Ressourcen voraus, Zugang zu Schätzen und Zugang zu – religiöser – Wahrheit: Dies gerade waren die Bestimmungen des Protagonisten in den soeben zitierten Eingangsworten der Erzählung.

Es liegt nun nahe, die skizzierte Erzählung von Amis' Karriere vorläufig einfach als das Basis-Sujet des Strickerschen Textes aufzufassen. Sein Beginn und sein Ende bilden, aufeinander verweisend, einen narrativen Nexus: Dort die Kritik des Bischofs an den in dessen Freigebigkeit (vermeintlich) gegebenen Rangpräventionen des Pfaffen und sein – scheiternder – Versuch, Standesgrenzen gegen Übertritte zu sichern; hier, am Ende, demgegenüber der Erfolg des Protagonisten, wenn er als Zisterzienserabt in eine kirchenrechtlich, zeremoniell und sozial bischofsgleiche Position einrückt. Eben wegen dieser reziproken Bezüge aber darf diese Geschichte, welche jedenfalls die äußeren Grenzen von des Strickers *narratio* bestimmt, in dem eingangs referierten Sinne syntagmatisch genannt werden. „Erzählen [ist hier] Schließung einer anfänglichen Offenheit“, ist teleologisch auf eine momentane Transgression vorgängiger, normativ garantierter Statusgrenzen sowie zugleich auf Bewältigung von Kontingenz ausgelegt³⁴, jener Kontingenz nämlich, welcher der Protagonist in der Konfrontation mit dem Bischof ausgesetzt ist. Die Erzählung ist daher, so kann man auch sagen, im Sinne Lotmans ‚sujethaft‘. Sie ist ein „Kampf mit der Konstruktion der Welt“³⁵. Diesen ‚Kampf‘ gewinnt der Protagonist schließlich, ohne daß dadurch freilich die ‚Konstruktion der Welt‘ negiert und explizit in Frage gestellt oder auch nur implizit aufgehoben würde: So sehr des Pfaffen Karriere die Grenzlinien der klerikalen Ständehierarchie durchkreuzt, so sehr wird für deren Unüberschreitbarkeit dann der Zisterzienserabt Amis wieder eine Garantiestanz sein.

VI.

Amis' Karriere nimmt ihren Anfang in der Pfarrei und in der Konfrontation mit dem Bischof, ihr Ende findet sie im seligen Tod des Zisterzienserabtes. Eine Mitte indes, in welcher von jenem Anfang zu diesem Ende geführt³⁶ und der Nexus narrativ gefüllt würde, besitzt der Text nicht. An ihre Stelle rückt er vielmehr eine

³³ Vgl. Peter Strohschneider, Schwank, in: Walther Killy (Hrsg.), Literaturlexikon. Autoren und Werke deutscher Sprache 14 (1993) 354–355.

³⁴ Warning, Paradigma 176.

³⁵ Jurij M. Lotman, Zur Metasprache typologischer Kultur-Beschreibungen, in: ders., Aufsätze zur Theorie und Methodologie der Literatur und Kultur, hrsg. v. Karl Eimermacher (Forschungen Literaturwissenschaft 1, Kronberg i.Ts. 1974) 338–377, hier 359.

³⁶ Vgl. oben Anm. 7.

Folge von Schwänken. In denen unterstehen freilich der Protagonist, sein Agieren und auch das Erzählen davon ganz anderen Prinzipien. Eine diesbezügliche Fährte legt schon der Prolog, wenn er den Schwankhelden nicht allein als eine Instanz von Wahrheit und Freigebigkeit einführt, sondern im Gegenzug zugleich auch als Instanz geradezu eines Sündenfalls:

*Nu saget uns der Strickære,
wer der erste man wäre
der liegen und triegen an vienc,
... (v. 39–41).*

Wo er dies tut, da agiert Amis freilich nicht nach aristokratischen Verhaltensmustern, sondern als Betrüger und Räuber, da geht es nicht um unbegrenzt scheinende Schätze und religiöse Wahrheit als Voraussetzungen von Freigebigkeit, monastischer Konversion und Abbatat. Im Gegenteil geht es um knappes Geld, um Lug und Trug. Allein von Täuschungen und Betrügereien erzählen die einzelnen Schwänke, und selbstverständlich ist dabei nicht die Steigerung eigener Tugend, die Mehrung höfischer Ehre, gar die Wiederherstellung gestörter Ordnung das Ziel des Helden, sondern die Akkumulation von Reichtümern. Der Schwankheld zielt auf materiellen Gewinn um beinahe jeden Preis, vor allem denjenigen völliger moralischer Indifferenz. Als listig-betrügerischer Priester oder als Kaufmann verkleidet unternimmt er wiederholte Beutezüge, denen alle Welt zum Opfer fällt und deren Erträge er in seine Pfarrei schickt³⁷. Dabei ist der Aktionsraum, den Amis beutemachend durchstreift, freilich nicht eine unvertraute Anderwelt, sondern vielmehr die völlig geläufige Alltagswelt von Adel, Klerus, Bürgern und Bauern (die daher über ihre geographischen Namen auch lokalisierbar ist). Der Protagonist begegnet nicht einer Welt der undurchschaubaren Zufälle, welche ihm Hindernisse als Möglichkeitsbedingung seiner Bewährung entgegenstellte und welche er auf dem Wege der Kontingenzbewältigung zu ordnen hätte. Sein Aktionsraum ist nicht das epistemologisch Fremde, sondern im Gegenteil so vertraut strukturiert, daß stets *sin wille vür sich gienc, daz er niht widersatzes vant* (v. 42f.). Die Welt ist dem Pfaffen völlig transparent: Er kennt ihre Regeln, und er manipuliert sie zum Vorteil jener sozialen Ordnungsstruktur, die er metonymisch verkörpert, seiner Haushaltung in Tranis.

³⁷ Vgl. v. 468 ff., 736 ff., 911 ff., 1325 ff., 1567 ff., 2481 ff. Unter anderem von hier aus – sowie unter Berücksichtigung seiner weiter unten noch anzusprechenden Erzählstrukturen – hat man des Strickers Schwankroman als Parodie höfisch-ritterlichen Erzählens insbesondere in den Mustern des Artus-Aventiure-Romans zu interpretieren gesucht, und als eine solche Parodie wäre er in der Tat Dokument eines rabenschwarzen oder – im Gegenteil – eines neuen realistischen Blicks auf seine Welt. Dabei wird man zugestehen, daß diese Welt in den gesellschaftlichen Umbruchsprozessen der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts mit durchgreifenden sozialstrukturellen wie ökonomischen Veränderungen und politischen Krisen auch allen Anlaß gegeben haben mag, die etablierten narrativen Selbstverständigungsmodelle des feudalen Adels satirisch aufs Korn zu nehmen. Indes: Anlässe zum kritischen Blick auf die Welt unterscheiden das frühere 13. Jahrhundert schwerlich prägnant von anderen historischen Phasen, und insofern scheint es zu kurz gegriffen, den ‚Pfaffen Amis‘ auf eine triviale Moral oder die Parodie eines vorgängigen literarischen Typs festlegen zu wollen.

Wie sich dies konkreter darstellt, wie Amis mit den Regeln und Strukturen seiner Welt, sie beständig täuschend, zum Zwecke des *guot*-Erwerbs jongliert, das kann hier an drei unterschiedlich komplexen Schwänken ausschnittsweise bloß illustriert werden. Als erstes Beispiel mag dabei sogleich ein sich auf Amis' Reisen öfters wiederholendes Täuschungsmanöver dienen, das auch als erstes nach dem Aufbruch von Tranis erzählt wird: Der Pfaffe zieht als Wanderprediger mit einer Kopfreliquie des heiligen Brandan von Kirchweih zu Kirchweih und bittet *geburen* und *vrouwen* (v. 357) um fromme Stiftungen zugunsten eines Münsterbaus für den Heiligen. Freilich werde Brandan nur die Opfergaben solcher Frauen annehmen, die sich nicht durch Ehebruch versündigt hätten³⁸. So entsteht für alle Frauen ein sozialer Zwang zum Spenden:

*diu da gestanden were,
diu het ein bæsez mære
iesa gemachet dar an:
man zige si tougenlicher man* (v. 403–406).

Diese Codierung der Gabe kalkuliert einerseits mit den Ordnungen reziproker sinnlicher Wahrnehmungen in Interaktionssystemen, damit also, daß das ‚An-Sehen‘ des Einzelnen an die Sichtbarkeit seiner Handlungen, Reputation oder Reputationsverlust (*bæsez mære*) an direkte Evidenzen gekoppelt sind. Der Pfaffe kann andererseits bei seinen Adressatinnen zugleich eine Logik der Präsenz unterstellen, nach welcher die Qualifikation der Spenderin im Akt der Gabe und in der Qualität des Almosens substantziell gegenwärtig ist. Und dieses doppelte Kalkül

³⁸ Reliquienbetrug, wie er hier erzählt und in der 31. Historie des ‚Ulenspiegel‘ wiedererzählt wird, ist überhaupt ein besonders beliebtes Schwanksujet. Seine Rekurrenz steigt im 15. und 16. Jahrhundert so stark an, daß es nahe liegt, dieses Sujet als Medium von diskursiven Verhandlungen der für alle religiöse Praxis zentralen Grenzen von Immanenz und Transzendenz aufzufassen, wie sie spätestens mit der Reformation besondere Relevanz gewinnen; eine Beispielsammlung etwa in *Sebastian Brant*, *Das Narrenschiff*. Hrsg. von *Friedrich Zarncke* (Darmstadt 1964 [Nachdruck der Ausgabe Leipzig 1854]) 401f. (Kommentar zu cap. 63). Voraussetzung solcher (auch komischen) Diskursivierungen ist indes die kulturelle Plausibilität von Reliquienkulten: Sie wird spätestens seit dem 4. Laterankonzil 1215 auch durch kirchliche Sanktionierung und Regulierung abgestützt (*Henricus Denzinger*, *Enchiridion Symbolorum, Definitionum et Declarationum de rebus fidei et morum ... edidit Carolus Rahner* [Barcelona, Freiburg i.Br., Rom ³¹1957] Nr. 818; vgl. zur Interpretationsgeschichte *Christof L. Diedrichs*, *Vom Glauben zum Sehen. Die Sichtbarkeit der Reliquie im Reliquiar. Ein Beitrag zur Geschichte des Sehens* [Berlin 2001] 10ff.). In den Diskursen der Reformation werden derartige Legitimationen prekär (womit über die kulturelle Persistenz magisch-reliquiärer Handlungen selbst noch gar nichts gesagt ist), im Prozeß der Konfessionalisierung werden sie in der katholischen Kirche schrittweise restituiert: In seiner XXV. Sitzung dekretiert das Tridentinum die Zulässigkeit und Nützlichkeit von Reliquienkulten, und zwar im Prinzip ganz auf der Linie der seit dem 4. Lateranum sanktionierten religiösen Praxis (*Denzinger*, Nr. 1825; vgl. allgemein *Arnold Angenendt*, *Heilige und Reliquien. Die Geschichte ihres Kultes vom frühen Christentum bis zur Gegenwart* [München 1994] 242ff.). Eine Reliquie des irischen Seefahrers liegt für Amis nahe: Brandan ist weltweit gereist und er ist Abt. Zu seiner Legende darf ich verweisen auf *Peter Strohschneider*, *Der Abt, die Schrift und die Welt. Buchwissen, Erfahrungswissen und Erzählstrukturen in der Brandan-Legende*, in: *Scientia Poetica* 1 (1997) 1–34.

geht selbstverständlich auf: Massenhaft drängen die Frauen herzu, zumal, wie nicht überraschend, die Ehebrecherinnen. Sie stiften zum öffentlichen Beweis ihrer Tugend allesamt

*daz richist opher
daz man e oder sit
ze so getaner hobzit
deheimem pfaffen ie gegap* (v. 422–425),

und sie nehmen dafür sogar Darlehen auf (v. 410). So zeigt das Geschehnis eine soziale Ordnung, die auf der Täuschung aller durch alle beruht, die schon insofern imaginär ist und die unter den Beteiligten allein für den Betrüger als solche durchschaubar ist. Deswegen kann Amis von ihr nicht nur materiell profitieren, sondern auch insofern, als man ihn, der die verlogene Ent-Schuldigung der Gesellschaft bewirkt, für einen *heilige[n] predigære* (v. 478) schätzt.

Weit weniger komplex sind die Schwänke des durch das folgende Beispiel vertretenen Typs: Amis besetzt heimlich den Brunnen eines Bauern mit Fischen, lädt sich sodann zu Tisch und besteht auf dem für Freitag vorgeschriebenen Fischessen (v. 1168, 1184f.). Der Bauer würde der Bitte seines Gastes gerne entsprechen, weiß aber nicht, wo er auf die Schnelle Fisch herbekommen sollte. So kann Amis das Wunder in Szene setzen. Er schickt seinen Gastgeber zum Hofbrunnen, wo dieser üppigen Fang macht:

*nuo het der wirt den muot,
die vische kæemen von gote,
ditz [Amis] wær ein rehter gotes bote
und wær ein heiliger man* (v. 1224–1227).

Mit reichen Almosen bedankt sich der Bauer und erhält im Gegenzug von Amis, der die priesterliche Gewalt zu binden und zu lösen besitzt, Ablass für seine Sünden: Eine schlichte Übertölpelung des Einfältigen nach dem Vorbild trivialer Kleikerschwänke. Sie spielt mit der kognitiven Asymmetrie zwischen Täter und Opfer, doch muß sie zugleich eine kulturelle Plausibilität frommen Wunderglaubens voraussetzen, ohne daß der Text zwischen Einfalt und Frömmigkeit eine andere Unterscheidung vornehmen könnte als diejenige, welche vom Geschehnismuster des Schwanks instituiert wird.

Als ein drittes Beispiel für die moralisch indifferente Handlungssouveränität des Pfaffen mag die Geschichte vom Maurer als Bischof dienen: Um zum Schluß noch einmal richtig Kasse zu machen, zieht Amis, als Kaufmann verkleidet, mit einer mächtigen Karawane bis in die Fernhandelsmetropole Konstantinopel. Dort kundschaftet er systematisch mögliche Opfer aus und entschließt sich endlich zu folgendem: Er gibt sich als Kaplan eines jüngst verstorbenen Bischofs aus und gewinnt einen Maurer zu dessen Amtsnachfolger. Der Maurer muß dafür nichts tun denn episkopale Würde zu verkörpern und als Instanz wahrheitsfähiger Rede alle seine Äußerungen auf den einen Satz *ez ist war* (v. 1683 u.ö.) zu beschränken. In Begleitung dieses neuen Bischofs macht sich *Amis der triegære* (v. 1719) sodann zu einem Tuchhändler auf, mit dem er um den kompletten Warenbestand feilscht,

dessen der Bischof zum Zwecke aristokratischer Freigebigkeit bedürfe. Schließlich wird man handelseinig, der Tuchhändler verkauft seine Ware auf Treu und Glauben und stundet den Preis. Amis aber läßt die Tuche schnell auf sein Schiff bringen und macht sich heimlich aus dem Staube. Der Händler bewirtet unterdessen den falschen Bischof und erwartet vergeblich die Rückkunft des vermeintlichen Kaplans mit dem Geld. Als er sich am dritten Tag eingestehen muß, geprellt worden zu sein, versucht er, sich an Amis' Helfershelfer schadlos zu halten, bis sich endlich herausstellt, daß der Bischof in Wahrheit nur ein närrischer, armer Maurer ist, der kaum weniger betrogen worden ist als der Handelsherr.

VII.

Diese und andere Erzählungen im ‚Pfaffen Amis‘ repräsentieren nach verarbeitetem Erzählmateriale, Handlungslogik und epischem Duktus unterschiedliche Typen. Gemeinsam ist ihnen allerdings, daß die Kalküle des Protagonisten, die selbst nirgends durch Kontingenz gefährdet scheinen, durchwegs aufgehen. Man könnte geradezu sagen, an die Stelle einer metaphysischen Steuerungsinstanz trete das Kalkül des Schwankhelden mit der Frömmigkeit anderer, sein raffiniertes Operieren mit deren Erwartungserwartungen³⁹: Amis produziert die Wunder, besorgt das Heil, treibt das Rad der Fortuna an (v. 2053). Insofern versteht sich zugleich, daß er selbst keinen Veränderungen unterworfen ist: Amis mehrt seinen Reichtum, nicht aber lernt er irgend etwas hinzu. Von Anfang an kann er, was er als Held der Erzählung überhaupt können muß, alles nämlich, was die Welt für ihn transparent, umgekehrt aber sein Agieren für die Welt ganz undurchschaubar macht. Sein Spiel ist ein Spiel der Täuschungen, und es setzt nicht von vorneherein bloß die völlige Beherrschung der Regeln der Welt durch den Pfaffen voraus, sondern vielmehr auch deren Verfügbarkeit für ihn. Und dies ist in dem Maße der Fall, in dem Amis diese Regeln, kalkulierend und langfristig, seinen materiellen Interessen dienstbar macht. Seine Ratio – sein *list* – ist zwar moralisch indifferent, doch tritt sie damit noch nicht in den Dienst eines Irrationalen. Sie ist Mittel zum klar durchschaubaren Zwecke der Reichtumsmehrung. Anders als einige spätere Schwankhelden verkörpert der Pfaffe Amis deswegen auch keineswegs etwas Anarchisches, etwas gegebene Ordnungen zweckfrei und böse Zerstörendes⁴⁰.

Es lassen seine Betrügereien auch nicht umgekehrt eine Irrationalität oder kontingente Bosheit gesellschaftlicher Ordnungen für die Rezipienten der Erzählung, gewissermaßen katalytisch, sichtbar werden⁴¹. Selbst dort, wo die soziomoralischen Ligaturen der von ihm durchstreiften Welt sich als prekär erweisen – also:

³⁹ Bekanntlich eine von Niklas Luhmann theoretisch entfaltete Kategorie: *Niklas Luhmann, Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie* (Frankfurt a. M. 1984) insbes. 41 ff.

⁴⁰ Vgl. zumal *Röcke, Studien* (zusammenfassend 276 ff.).

⁴¹ Dies war die vor allem von *Ragotzky*, Gattungserneuerung 141 ff., verfolgte Interpretationslinie.

anhand der Brandan-Reliquie die eheliche Treue (v. 351 ff.), in der Geschichte vom unsichtbaren Gemälde die genealogischen Grundlagen feudaler Herrschaft (v. 491 ff.), bei der falschen Krankenheilung die Nächstenliebe (v. 805 ff.) oder im Meßschwank⁴² die sozialkonstitutive Unterscheidung von *litterati* und *illitterati* (v. 1317 ff.) –, selbst dort stört der Einbruch des Schwankhelden solche Ordnungen nicht. Ihnen gegenüber völlig indifferent, nutzt er sie bloß aus. Dabei werden jene Ordnungen für die Rezipienten des Textes zwar in ihren imaginären Grundlagen sichtbar⁴³. Nicht aber werden sie damit zugleich auch positiviert oder negativiert, indem Amis' Handeln in den Aktionsmustern des Schwanks etwa eine Vollzugs- oder im Gegenteil eine Bewältigungsform von Normbrüchen und sozialen Ordnungsstörungen wäre. Seine Unternehmungen in der Schwankfolge bleiben ohne Einfluß auf die Verfaßtheit der Handlungswelt wie auf ihre Bewertung: Weder restituieren noch destruieren sie diese Welt, weder lösen sie sie ins Chaos auf, noch etablieren sie eine Normativität, im Kontrast zu welcher diese Welt – so oder so – bewertet werden könnte.

Dem ist freilich zweierlei hinzuzufügen: Daß der Protagonist die Handlungs- und Wissensordnungen der epischen Welt meistens virtuos und zuweilen plump, stets aber souverän zu manipulieren weiß, dies besagt weder, daß es sich um die uns vertrauten Ordnungen handelte, noch bedeutet es, daß sich in seinem moralisch indifferenten, ganz ins Instrumentelle der ökonomischen Ausbeutung zurückgenommenen Agieren ein symmetrisches Verhältnis des Protagonisten zu seiner Umgebung etablierte. Das Gegenteil ist der Fall: Die Schwankwelt ist eine historisch fremde Welt und der Schwankheld operiert in ihr stets aus einer Position ungefährdeter Überlegenheit heraus.

Insgesamt historisch fremd ist die epische Welt im ‚Pfaffen Amis‘ als eine vor-moderne. In ihr sind unter anderem Glauben und Wissen nicht (oder doch jedenfalls in längst unbegründbar gewordener Weise) geschieden, ist das Wunder eine ganz geläufige Kategorie, ist stets damit zu rechnen, daß in der Immanenz transzendentes Heil präsent werden könne, und sind in komplexen Fugungen anökonomische Formen gesellschaftlicher Synthesis⁴⁴ wie Almosen und Stiftungen in

⁴² Dazu zuletzt *Stephen L. Wailes*, *The Tale of the Credulous Provost in Der Stricker's ‚Der Pfaffe Amis‘*, in: *JEGP* 97 (1998) 168–176.

⁴³ Vgl. *Cornelius Castoriadis*, *Gesellschaft als imaginäre Institution. Entwurf einer politischen Philosophie*, übersetzt v. Horst Brühmann (Frankfurt a.M. 1984); *Thomas Frank*, *Albrecht Koschorke* (Hrsg.), *Des Kaisers neue Kleider. Über das Imaginäre politischer Herrschaft. Texte, Bilder, Lektüren* (Frankfurt a.M. 2002), und darin insbes. *Andreas Krass*, *Bild, Kleid, Bühne 147–156* (zu Strickers Schwank vom unsichtbaren Gemälde).

⁴⁴ Vgl. *Peter Strohschneider*, *Fürst und Sänger. Zur Institutionalisierung höfischer Kunst, anlässlich von Walthers Thüringer Sangspruch V,9 [L. 20,4]*, in: *Ernst Hellgardt*, *Stephan Müller*, *Peter Strohschneider* (Hrsg.), *Literatur und Macht im mittelalterlichen Thüringen*. (Köln, Weimar, Wien 2002) 85–107, bes. 97 ff. (zukünftig *Strohschneider*, *Fürst*); *Marion Oswald*, *Gabe und Gewalt. Studien zur Logik und Poetik der Gabe in der frühhöfischen Erzählliteratur* (*Historische Semantik* 7, Göttingen 2004); ganz generell die Kritik an *Marcel Mauss' Untersuchung: Die Gabe. Form und Funktion des Austauschs in archaischen Gesellschaften* (*Theorie* 1, Frankfurt a.M. 1968), welche *Jacques Derrida*, *Falschgeld. Zeit geben I* (München 1991) bes. 54–95, entwickelt hat.

die ökonomische Formen des Warentausches hereingezogen. Dabei kann man nicht sagen, daß solche Regulierungssysteme im Maße ihrer Instrumentalisierbarkeit durch den Schwankhelden auch schon der Kritik verfielen.

Wohl aber sind sie so angelegt, daß Amis, der Logiken der Präsenz, des Wunderglaubens, der Profitgier sich bedienend, jeweils der Überlegene zu sein weiß. Diejenigen, die der Pfaffe schröpft, agieren im Rahmen von Handlungsschemata, welche stets an das situational Gegebene anschließen. Sie haben allein das momentan und unmittelbar Anwesende und Evidente im Auge, handle es sich dabei um die Gegenwart des Heils oder die direkte Aussicht auf ökonomischen Gewinn. Handlungssteuerungen über komplexer vermittelnde Kalküle oder Erwartungserwartungen kommen auf Seiten von Amis' Opfern nicht vor. Bestimmend sind für sie vor allem jene vertikalen (transzendenzbezogenen) Normbezüge, die der Protagonist eben ausbeutet, indem er geschehen läßt, was unter ihren Prinzipien weder unmöglich noch notwendig ist⁴⁵: indem er also zum eigenen Besten in der Welt seiner Opfer Kontingenzen entstehen läßt – solche freilich, denen er selbst gerade nicht anheim fällt. Amis eruiert und kalkuliert Situationen, Situationskontexte und Fremderwartungen. Sein *list* besteht in der Abstandnahme vom Wissen der anderen, von den Logiken der Unmittelbarkeit und Präsenz. Seine Überlegenheit resultiert aus einer Distanz, welche Vorausschau und eben damit komplexere Situationsarrangements zum eigenen Vorteil gestattet.

Dieses asymmetrische Verhältnis gegenüber seinen Opfern ist das konstante Definiens des Strickerschen Schwankhelden, wie die historisch fremde Epistemologie dasjenige von deren Welt. Beides ist mit der ersten Episode bereits gegeben und verändert sich bis zum Schluß der letzten nicht. Eine auch nur implizite Teleologie, eine Richtung zum Beispiel auf Drosselung – oder im Gegenteil – auf Steigerung der Kontingenz der Welt ist Amis' Handeln nicht eingeschrieben. Seine Aktionen bilden eine Suite, in welcher statt narrativer Progression und teleologischer Geschlossenheit vielmehr Wiederholung und strukturelle Offenheit die entscheidenden narrativen Merkmale sind: Anzahl und Abfolge der Schwänke könnten daher variieren, und sie tun es in der handschriftlichen Überlieferung⁴⁶. Die narrative Kette der einzelnen Geschehnisse entbehrt jeder irgend sukzessiven oder zielgerichteten Ordnung. So sehr die einzelnen, klar gegeneinander abgegrenzten Geschehniserzählungen in sich sujethaft sind, so deutlich werden sie durch Aneinanderreihung zu paradigmatischen Momenten eines richtungslosen Erzählraums.

⁴⁵ Diese Formulierung im Anschluß an Leibniz' Bestimmung von Kontingenz: vgl. *Walter Brugger*, Art. Kontingenz I, in: *Historisches Wörterbuch der Philosophie* 4 (1976) 1027–1034, bes. 1032; *Philipp Stoellger*, Die Vernunft der Kontingenz und die Kontingenz der Vernunft. Leibniz' theologische Kontingenzwahrung und Kontingenzsteigerung, in: *ders., Ingolf U. Dalferth* (Hrsg.), *Vernunft, Kontingenz und Gott. Konstellation eines offenen Problems* (Religion in Philosophy and Theology 1, Tübingen 2000) 72–115.

⁴⁶ Vgl. die Übersicht in: *Der Stricker*, *Der Pfaffe Amis*. *Mittelhochdeutsch / Neuhochdeutsch*. Nach der Heidelberger Handschrift cpg 341 hrsg., übersetzt und kommentiert v. *Michael Schilling* (Stuttgart 1994) hier 180 ff.; zur Fassungs-differenz auch *Christoph Fasbender*, ‚hochvart‘ im ‚Armen Heinrich‘, im ‚Pfaffen Amis‘ und im ‚Reinhart Fuchs‘. Versuch über redaktionelle Tendenzen im Cpg 341, in: *ZfdA* 128 (1999) 394–408, bes. 399 ff.

Übrigens stehen Zweckhaftigkeit des Protagonistenhandelns, Reisemotivik und punktuelle Geschehnisverknüpfungen diesem Befund nicht entgegen. Zum ersten gilt nämlich generell, daß eine Zielorientierung des Protagonisten nicht auch der Erzählung insgesamt schon ein Ziel setzt. Sodann zum zweiten ist zwar nicht zu übersehen, daß die Schwänke einem locker gefügten Reiseschema eingeordnet sind⁴⁷, und man könnte darin in gewisser Weise das elementare Erzählmuster von ‚exile and return‘ realisiert sehen. Jedoch fungiert dieses keineswegs als makrostrukturelles Organisationsprinzip, welches die einzelnen Schwänke als ana- und kataphorisch verfuerte Stationen eines Weges des Protagonisten durch die Welt in einen syntagmatischen Zusammenhang brächte. Vielmehr wird das Reiseschema im immer neuen Auszug des Protagonisten seinerseits wiederholt realisiert: So wenig der Held ordnend oder störend in die Welt eingreift, so wenig konstituiert das, was man seine Fahrten genannt hat, einen gerichteten Durchgang durch die Welt nach dem Prinzip von Auszug und Heimkehr. Amis' Bewegung im Raum ist schweifend, ist weniger eine Reise denn ein Umherstreifen, welches zufälligen Anlässen zum *quot*-Erwerb folgt, nicht einer vorgegebenen Richtung⁴⁸. Schließlich wird die These von der paradigmatischen Struktur der Schwankfolge im ‚Pfaffen Amis‘ drittens auch nicht durch vereinzelte Raum- und Zeitangaben oder punktuelle Handlungsverknüpfungen über die Geschehnisgrenzen⁴⁹ hinweg in Frage gestellt. Sie präntendieren bloß einen Zusammenhalt zwischen den Einzelgeschichten, den es in Wahrheit nicht gibt. Die Makrostruktur der Schwankfolge gehorcht vielmehr dem Prinzip der Repetition, und ihm zufolge verweisen die einzelnen Schwankaktionen auch nicht etwa auf syntagmatisch vorangegangene und nachfolgende Handlungsabschnitte. Sie verweisen – in der von Genette ‚iterativ‘ genannten Frequenzform des Erzählens⁵⁰ – vielmehr paradigmatisch auf eine Mehrzahl gleichgearteter, aber nicht auch jeweils dargestellter Geschehnisse sowie auf jenen Zweck, zu welchem schwankhaftes Listhandeln das Mittel ist.

In der Serie werden die Schwänke also paradigmatisiert. Sie sind eine richtungslose Suite immer neuer Übertölpelungen unterlegener Opfer durch die sei es intellektuell raffinierte, sei es offen verbrecherische Aktivität des Pfaffen in einem Handlungsraum, dessen interne Strukturierungen, so es sie überhaupt gibt, jedenfalls narrativ irrelevant sind. Einzig auf die Akkumulation von Reichtum gerichtet, laufen die Schwänke in endlichen, doch unabschließbaren Wiederholungen stets sozusagen wieder in sich selbst zurück. Zwar sind sie handlungslogisch funktional auf einen außer ihnen liegenden Zweck hin funktionalisiert, den *quot*-Er-

⁴⁷ Im Anschluß an die Auseinandersetzung mit dem Bischof verläßt Amis seine Pfarrei, zieht durch England, Frankreich und Lothringen, um sodann von Tranis aus wiederholt bis nach Konstantinopel aufzubrechen. Vgl. *Hansjürgen Linke*, Beobachtungen zur Form des ‚Pfaffen Amis‘, in: *D. Hartmann, H. Linke, O. Ludwig* (Hrsg.), *Sprache in Gegenwart und Geschichte*. Festschrift für Heinrich Matthias Heinrichs (Köln, Wien 1978) 307–319, hier 313 f.

⁴⁸ Anders erst und allein in den beiden Konstantinopel-Abenteuern, vgl. v. 1547 ff. und v. 2043 ff.

⁴⁹ Vgl. etwa v. 496 f., 805 ff., 928 ff., 1553 ff.

⁵⁰ *Gérard Genette*, *Die Erzählung* (München 1994) 81 ff.

werb, erzähllogisch aber sind sie a-teleologisch organisiert. Die Schwankserie repräsentiert nicht so etwas wie eine Totalität von Welt oder bearbeitete narrativ deren Komplexität und Kontingenz in einem umschließenden Sinnhorizont. Funktionalität des Protagonistenhandelns sichert kein erzähllogisches Sinnvertrauen. Sinn und Funktion treten im ‚Pfaffen Amis‘ insofern auseinander.

VIII.

In der hier gewählten Perspektive erscheint des Strickers Erzählung als komplexes Gebilde aus narratologisch disparaten Teilen, in denen überdies das Agieren des Protagonisten ganz unterschiedlichen Prinzipien gehorcht. Einerseits war ein Basis-Syntagma zu identifizieren, das die Karriere des Protagonisten bis zu seinem seligen Tod in der Zisterzienserabtei entwirft als Resultat eines normativ abgestützten, unter den Imperativen genuin aristokratischer Verhaltensmuster stehenden Handelns, welches als Freigebigkeit des Pfaffen wie als Fürsorge und ökonomische Kompetenz des Abts je auf andere gerichtet bleibt: die Gäste der Pfarrei, den Wohlstand der coenobitären Gemeinschaft. Auf dieser syntagmatischen Basis, in diesem Rahmen, vor diesem Hintergrund sodann operiert das Paradigma der Listaktionen des moralisch indifferenten Schwankhelden, die ausschließlich Bereicherung bezwecken. Doch bleibt die Frage, in welcher Weise das dieserart nach Handlungsmustern wie Erzählordnungen Unterschiedene eine Einheit bilden kann, ob und wie das Syntagma der Karriere-Erzählung und das Schwank-Paradigma zusammenhängen. Diese Frage führt noch einmal ganz an den Eingang der Erzählung zurück.

Im Rückblick von der Schwankreihe her mag überraschen, daß dieser Anfang gerade nicht bei der Geldgier eines notorischen Lügenbolds ansetzt, sondern im Gegenteil bei der Freigebigkeit des weisen, buchgelehrten Mannes, der in geradezu vorbildlicher Weise die Grundsätze feudaler Vergesellschaftung verwirklicht: Amis

*vergap so gar swaz er gewan,
beidiu durch ere und durch got,
daz er der milte gebot
ze keiner zit übergie.
er lie die gest und enphie
baz danne ieman tate,
wand er es state hæte (v. 48–54).*

Die Freigebigkeit des Pfaffen ist vorbildlich. Sie macht keine ständischen oder ethischen Unterschiede auf der Seite der Beschenkten und Bewirteten, weder bei den zu Begrüßenden noch bei den zu Verabschiedenden⁵¹. Die Freigebigkeit differenziert⁵²:

⁵¹ V. 52, 320. Wie mittelalterliche höfische Gesellschaften überhaupt, wird auch die Haushaltung des Pfaffen als *multitudo* von *ingredientes et exeuntes* konzipiert; dazu, mit weiteren

*er was ie miltes muotes.
dar umbe sul wir prisēn
den phaffen Amisen,
swie verre er was an ditz lant,
daz man doch zallen ziten vant
vil grozen rat in sinem hus.
dane viel daz esse noch daz tus
nibt an der handelunge.
der alte und ouch der junge
der vant da swes er gerte* (v. 2478–2487).

Jedoch verhalten sich soziale Mustergültigkeit von und soziale Entdifferenzierung durch Freigebigkeit spannungsvoll zueinander. Vorbildlich gehorcht Amis dem Gesetz der *milte*, mit welcher der Geber die Beschenkten unterschiedslos sich verpflichtet und an seinen ‚Hof‘ zieht. Das aber heißt: Diese *milte* ist so, wie sie – nach den Regeln der Freigebigkeit – in normativer Hinsicht sein muß und wie sie – im Hinblick auf ständische Differenzierung – zugleich nicht sein darf.

Man sieht diese Aporie daran, daß die spezifisch aristokratische Verhaltensform von Statuskonsum und Freigebigkeit den Bischof auf den Plan ruft, der in ihr eine soziale Grenzüberschreitung entdeckt:

*„herre, ir habet græzern hof
ze allen ziten danne ich,
daz ist harte unbillich
...“* (v. 62–64).

Der Bischof versucht deswegen, durch den Entzug der Pfarrei den Pfarrer zu disziplinieren und seine eigene Superiorität zu sichern. Doch Amis wehrt sich. Er bietet im Sinne einer Wette den Nachweis an, daß er des von seiner repräsentativen Haushaltung erweckten Anscheins ungeachtet tatsächlich ein *litteratus* und rechter Priester sei und also seine Pfarrei mit Recht innehat. Der Bischof willigt ein und provoziert Amis durch eine Reihe abstruser Rätselfragen, die dieser wortwitzig oder listig so löst, daß seine Antwort nicht widerlegbar ist: Fragt der Bischof etwa nach dem Mittelpunkt der Erde, so lokalisiert Amis diesen in seiner eigenen Kirche:

*„daz heizet inwer knehte
mezzen mit einem seile.
reich ez an deheimem teile
eines balmes fürbaz,
so nemt die kirchen umbe daz.“
der bischof sprach:“ ir lieget.
swie harte ir mich betriaget,*

Nachweisen, *Peter Strohschneider*, *Institutionalität. Zum Verhältnis von literarischer Kommunikation und sozialer Interaktion in mittelalterlicher Literatur. Eine Einleitung*, in: *Beate Kellner, Ludger Lieb, Peter Strohschneider* (Hrsg.), *Literarische Kommunikation und soziale Interaktion. Studien zur Institutionalität mittelalterlicher Literatur* (Mikrokosmos 64, Frankfurt a. M. u. a. 2001) 1–26, hier 10f.

⁵² Dazu – unter Bezug auf *milte*-Diskurse in anderen Texten auch des Strickers – allgemeiner *Strohschneider*, Fürst 97 ff.

*doch muoz ich in gelouben e
dann ich daz mezzen ane ge
...“ (v. 142–150).*

Komische Bauernschläue ist hier dem examinierenden Vorgesetzten weit überlegen. Ihre Behauptungen sind eher noch absurder als dessen Fragen, doch sind sie – jedenfalls unter den Bedingungen komisch schwankhafter Weltkonstruktion – nicht widerlegbar. Und mit dieser witzigen Überlegenheit gelingt es Amis schließlich sogar, durch Einstreuen von Hafer in ein altes Buch, seinen Esel das Umblättern der Seiten und lautes Vorlesen des ersten Vokals A zu lehren. So lenkt der Bischof endlich ein, anerkennt die Gelehrtheit des Priesters und beläßt ihm seine Pfründe.

Amis' listige Selbstbehauptung ist also erfolgreich. Sie wird von Gott sanktioniert, indem dieser den Bischof alsbald sterben läßt (v. 306 ff.), und sie mehrt seinen Ruhm: Die Haushaltung des Pfaffen wird tatsächlich und jedenfalls im sozialen Sinne zum Mittelpunkt der Welt. Ohne Ende strömen die Leute herzu, den klugen Pfaffen zu bewundern und seine grenzenlose Gastfreundschaft zu genießen. Doch gerade in dieser Gravitationswirkung tritt eine zweite Aporie feudaler *milte* zutage: Amis' Reichtümer sind seiner Freigebigkeit nicht gewachsen, so daß er schließlich sogar seine Kreditwürdigkeit verliert (v. 325, 469f.). Im Maße ihrer Vorbildlichkeit droht die *milte* an sich selbst zu scheitern.

Setzte die erstgenannte Aporie der feudalen Freigebigkeit den Bischof zum Angriff auf Amis in Gang, so die zweite diesen selbst – und an dieser Stelle sehe ich die Zäsur zwischen dem Karriere-Syntagma und dem Schwank-Paradigma in Strickers Text: Amis beschließt, die Welt nach Reichtümern zu durchsuchen. Dabei zielt er einzig auf die Auffüllung seiner ökonomischen Ressourcen zum Zwecke fortgesetzter Freigebigkeit ab, das Listhandeln ist lediglich das Mittel zu diesem Zweck:

*„ich wil nach guote werben.
min hus sol niht verderben“ (v. 335f.).*

Der primäre Handlungsantrieb des Pfaffen Amis ist also nicht Besitzgier, sondern im Gegenteil die auf Dauer gestellte entdifferenzierende Verschwendung der Reichtümer im *milten* Statuskonsum. In der Schwankhandlung tritt also keineswegs eine bestimmungslose Bosheit zutage, sondern ein zielgerichtetes Interesse: die Kontinuität der Freigebigkeit. Sie aber konstituiert ein endloses Fest⁵³ in Tranis als dauerhafte Besiegelung dauerhafter Ordnung. Allein die vom Bischof drohende Unterbrechung solcher Kontinuität setzt die Beutezüge des Pfaffen in Gang, welche doch auf jenes endlose Fest stets darin bezogen bleiben, daß Amis die unterwegs ergaunerten Schätze sogleich nach Hause schickt⁵⁴.

Sozusagen auf der Rückseite des Schwank-Paradigmas läuft also das Fest ununterbrochen weiter. Oder umgekehrt: Der epische Vordergrund der Schwänke ist

⁵³ Röcke, Studien 51.

⁵⁴ Vgl. oben Anm. 37.

gewissermaßen die Rückseite jener feudalen Repräsentation und Reichtumsvernichtung, die man in Tranis sehen könnte. Insofern erzählt der Text sozusagen von den ‚Geheimnissen‘ höfischer Repräsentation, vom Aufwand und von den Fähigkeiten, die zu ihrer Aufrechterhaltung erforderlich sind.

IX.

Freilich sind die Vorder- und die Rückseite repräsentativen Handelns, das Karriere-Syntagma in Tranis und das Schwank-Paradigma, nicht allein auf der Handlungsebene funktional zusammengeschlossen. Der Stricker entdeckt zwischen ihnen auch strukturelle Differenzen, und in denen zeigt sich die Welt der Erzählung als eine Kippfigur⁵⁵. Deren beide Seiten, die Bühne von Freigebigkeit und Statuskonsum einerseits, die Hinterbühne des betrügerischen Besitzererwerbs in der Schwankreihe andererseits, existieren sozusagen synchron, sie sind funktional verkoppelt, und sie gehören doch ganz verschiedenen Ordnungen an. Dies würde man zunächst an den jeweiligen Zeitsemantiken sehen können. Die gelingende Entzeitlichung von Sozialität im ewigen Fest ist einerseits – paradoxerweise – auf den zielgerichteten sozialen Progreß von Amis' Karriere gerichtet: Festliche Entzeitlichung ist geradezu ausgerichtet auf soziale Progression. Andererseits beruht sie allererst auf jenem (den Schwankhelden auszeichnenden) kalkulierten Einsatz von Zeit, der aber seinerseits eben in einem Paradigma erzählt wird, das einer übergreifenden Teleologie gerade entbehrt.

Einen vergleichbaren Kontrast gibt es auch bei den jeweiligen ‚ökonomischen‘ Prinzipien⁵⁶. Sie sind bei der Freigebigkeit in Tranis ganz andere als beim schwankhaften *guot*-Erwerb. Für die *milte* des Amis nämlich gilt, was für feudale Freigebigkeit überhaupt zu sagen ist: Sie stellt eine Form der Verausgabung von Reichtümern dar, welche nicht in Tauschäquivalenten aufgeht und welche stets einen Überschuß produziert: Sie konstituiert Verhältnisse der Verpflichtung (zur Annahme der Gabe, zur Dankbarkeit, zur Gegengabe), sie hebt den schenkenden Aristokraten gegenüber jedem Beschenkten heraus, und sie macht die Verausgabung für letzteren unverfügbar; hätte der Empfänger Ansprüche, so gewährte der Gebende nicht freigebig Gaben, sondern zahlte einen Lohn aus. Insofern zirkulieren in Akten der Freigebigkeit – und so auch in Tranis – gewissermaßen stets Gnadengaben, und diese Akte haben darin eine anökonomische Dimension⁵⁷.

⁵⁵ Vgl. Wolfgang Iser, Das Komische: ein Kipp-Phänomen, in: Wolfgang Preisendanz, Rainer Warning (Hrsg.), Das Komische (Poetik und Hermeneutik VII, München 1976) 398–402 (künftig Iser, Das Komische).

⁵⁶ Dazu, in einem freilich auf direkte sozialhistorische Ableitung angelegten Argument, auch Thomas Cramer, Normenkonflikte im ‚Pfaffen Amis‘ und im ‚Willehalm von Wenden‘. Überlegungen zur Entwicklung des Bürgertums im Spätmittelalter, in: ZfdPh 93 (1974) Sonderheft, 124–140, hier 126 ff.; kritisch dazu Peters, Stadt 113 ff.

⁵⁷ Vgl. oben Anm. 44.

Daß es für den Pfaffen übrigens ausdrücklich um diesen von der Ökonomie des Tausches unterschiedenen Status seiner *milte* geht, dies zeigt sich schon ganz zu Anfang der Erzählung. Den Zinsanspruch des Bischofs, mit welchem dieser die von jeder Freigebigkeit vorausgesetzten Ressourcen drastisch verknappen möchte, weist der Pfaffe sofort zurück, zu freigebiger Bewirtung seines Herrn bleibt er indes sehr wohl bereit:

*„ich engibe in anders niht:
geruoht ir miner spise iht,
so ritet in daz hus min
und lat mich iuwern wirt sin
swie dicke ez iuwer wille si [Gabe],
und lat mich dirre gabe [Zins] vri
...“* (v. 77–82).

Nicht als Zinsschuldner, sondern allein in der Rolle des Gastgebers ist Amis zu geben bereit. Entscheidend ist ihm die Zurückweisung aller Ansprüche des Empfängers an den Gütern, die anders keine Gaben wären. Daß sie es sind, daran hängt ihre Kraft, die soziale Herausgehobenheit des Gebers zu bewirken, und insofern entdeckt der Bischof in der *milte* des Pfaffen zu Recht ein Moment der sozialen Grenzüberschreitung.

Jenes ökonomische Prinzip, von welchem sich die Freigebigkeit des Pfaffen in Tranis scharf abgrenzt, tritt allerdings in der Schwankreihe gerade zutage. Sie wird hervorgetrieben von dem, was ich die zweite Aporie feudaler *milte* nannte (oben Punkt VIII.), daß diese nämlich im Maße ihres Erfolgs dem Kollaps zutreibt: Im Vollzug höfischer Repräsentationsakte bleibt ja ausgeblendet, daß mittelalterliche Gesellschaften insgesamt dem Gesetz des Mangels und auch Freigebigkeitsressourcen demjenigen der Knappheit unterliegen. In jenem Moment aber, da Amis wegen der Ausstrahlung seiner Freigebigkeit mehr Gäste hat, als er bewirten und beschenken kann, scheitert diese Ausblendung. Er muß deswegen ausziehen, die scheinbare Unerschöpflichkeit seiner Ressourcen wieder herzustellen, und dabei gilt notwendig eine andere Logik als diejenige der *milte*⁵⁸. Weil er gierig nehmen muß, um verschwenderisch geben zu können, produziert Amis beständig Ansprüche auf die Güter anderer. Genau dies ist die Leistung seiner listigen Täuschungen. Die erwirtschafteten Werte sind stets in die Zirkulationen der Tauschökonomie eingebunden: Sie sind als fromme Almosen oder Stiftungen zugleich auch Äquivalente für Dienst-Leistungen (wie Predigten, vermeintliche Wunder oder realer Ablaß), sie sind Äquivalente für Zahlungsverprechen (in Konstantinopel). In diesem Sinne ist des Amis Erwerb von Gütern, während er die Welt durchschweift, im Gegensatz zu seiner Freigebigkeit in Tranis strikt ökonomisch. In ihm realisiert sich geradezu eine Ökonomisierung und Monetarisierung auch von Transzendente[m].

⁵⁸ Dies ‚notwendig‘ deswegen, weil unter den hier gegebenen epistemischen Bedingungen Fundierungszusammenhänge immer jenseits des Fundierten liegen, das heißt: von ihm aus als transzendent und unverfügbar erscheinen.

Wie die Welt der Erzählung hinsichtlich der jeweiligen ökonomischen Prinzipien als auch hinsichtlich ihrer Zeitordnungen eine Kippfigur ist, so ist auch die Ordnung des Erzählens durch Umschlagsphänomene gekennzeichnet. Daran ist nun noch einmal zu erinnern: Die entzeitlichte Welt des ununterbrochenen Freigebigkeitsfestes in Tranis ist Moment eines sujethaft syntagmatischen Erzählens vom Aufstieg des Pfaffen zum Zisterzienserabt, in dessen Verlauf ständische Grenzen passiert und mit der Überwindung von Hindernissen – beispielhaft steht dafür die Intervention des Bischofs⁵⁹ – Kontingenzen der Handlungswelt eingedämmt werden. Dieses Erzählen läuft teleologisch auf ein von Beginn an gegenwärtiges Ziel zu. Und wo dieses Ziel erreicht wird, ist zugleich jene Normativität der klerikalen Ständehierarchie, also ihr Sinnhorizont, abschließend reetabliert, deren konstitutive Grenzen der Karriereweg des Protagonisten zugleich transgrediert hatte. Demgegenüber stellen sich die zum Zwecke der Ressourcensteigerung unternommenen Listhandlungen des Pfaffen, die zwischen Anfang und Ende jenes Basis-Syntagmas eingeschaltet sind, als narratives Paradigma dar. Sie werden so richtungslos erzählt, wie es die Bewegungen des Protagonisten im Raum sind. Und so sehr in dessen Listen und Gewaltakten normative Indifferenz sich manifestiert, so wenig repräsentiert sich in den Schwänken die Welt als eine sinnhaft geschlossene.

X.

So different aber diese Ordnungen sind, so wenig stehen sie im „Pfaffen Amis“ in reiner Kontiguität beieinander. Von einer Kippfigur zu sprechen, von der Vorder- und der Rückseite höfischer Repräsentation, dies heißt ja, von der Einheit einer Differenz zu sprechen, vom Zusammenhang des Unterschiedenen. Und dieser Zusammenhang ist wiederum ein sowohl handlungs- als auch erzähllogischer.

In handlungslogischer Hinsicht hat sich gezeigt, daß die Freigebigkeit in Tranis ohne die listigen Bereicherungsaktivitäten des Pfaffen nicht proliferiert werden könnte und diese umgekehrt ohne jene gar nicht in Gang kämen. Beide Handlungsordnungen sind funktional verschränkt. Doch ist ihr Bedingungsverhältnis zugleich asymmetrisch: Das Listhandeln ist Lösung eines Problems höfischer Vergesellschaftung, jenes ist das Mittel, diese der Zweck. Die schwankhafte Akkumulation der Reichtümer dient ihrer repräsentativen Verschwendung. Und das heißt: Wohl öffnet sich im Umherstreifen des Schwankhelden eine dezentrierte Welt, die nicht mehr in einem sie vereinheitlichenden Orientierungs- und Normativitätszu-

⁵⁹ Nur am Rande sei darauf hingewiesen, was in einer einläßlichen Analyse der Episode genauer gezeigt zu werden verdiente: In sich ist das ‚Bischofsexamen‘ wiederum durchaus paradigmatisch strukturiert in einer offenen Reihe von Frage-Antwort-Dialogen, in denen die Welt im übrigen nicht als sinnhafte Einheit gegenwärtig ist, sondern vielmehr zerfällt in unverbundene, der Messbarkeit sich entziehende Bestandteile (den Wasserinhalt des Meeres, die Entfernung von Erde und Himmel, den Zeitraum seit der Schöpfung).

sammenhang geordnet ist. In ihr greift eine Ökonomie der blanken Reichtums-mehrung Platz, welche soziale Sinnbindungen kaum konstituieren kann. Jedoch bleiben dieser Raum und seine Ökonomie, seine Zeitordnung, die listigen Handlungsschemata seines Protagonisten ihrerseits funktional auf ein Jenseits dieses Horizonts bezogen: Die Haushaltung in Tranis. Sie ist der richtunggebende Ort und das Zentrum jener Zirkulationen, die Amis durch Akkumulationen wie Verschwendungen von Reichtümern in Gang hält und die stets dem Ziel unterstehen: *min hus sol niht verderben* (v. 336). Diese Haushaltung, wie er es gegenüber dem Bischof behauptet hatte (v. 132 ff.), ist in einem wortwörtlichen Sinne die Mitte von Amis Welt: Ausgangs- und Zielpunkt seines Umherschweifens wie der Zirkulation der Reichtümer. Dort fließt alle Beute hin, und von dort werden die Schätze wieder in die ‚Welt‘ zurückgespeist durch die verschwenderische Freigebigkeit des Hausherrn. Die Reichtümer werden dort sozusagen von ökonomischen Sachverhalten (Geld, Kapital) in anökonomische Sachverhalte (Gaben, Schätze) transformiert, und dies allererst ermöglicht die Suspendierung von Erwerbsalltag und Knappheit im ewigen Fest.

Doch läßt die Kippfigur der Erzählung die Aufmerksamkeit nicht bloß vom dezentrierten Erzählraum des schwankhaften Listhandelns zurückwandern zu der teleologisch geordneten und gerichteten Welt von repräsentativem Statuskonsum und sozialem Aufstieg des Pfaffen. Man kann die Konstruktion auch in der Gegenrichtung umschlagen lassen, und dann zeigt sich auf der Rückseite der über die Grenzen der sozialen Strata hinwegschreitenden Karriere und auf der Rückseite dieser vormodernen Form von Zeit und Reichtum vernichtender anökonomischer Konsoziation im Haus des Pfaffen das Andere dieser Ordnung als ihre Voraussetzung⁶⁰. Dies aber ist jene Perspektive, welche der Text erzähllogisch dominieren läßt. Er macht sichtbar, daß festliche Freigebigkeit und Zeitlosigkeit Möglichkeitsbedingungen haben, die jenseits ihrer selbst liegen. Die Haushaltung in Tranis hängt ab auch von dem, was sie leugnen muß: straffe Kalküle mit Zeit und Geld, Langsicht, distanzierte Verfügung über die Logiken der Unmittelbarkeit und Gegenwärtigkeit, listige oder täuschende Arrangements von Situationen und Wissen. So entdeckt der Text die Knappheit jener Ressourcen, die Voraussetzung aller Freigebigkeit sind, zeigt er jene Begrenztheit von Reichtümern, welche die idealisierenden literarischen Entwürfe feudaler Konsoziation, etwa im höfischen Aven-

⁶⁰ Insbesondere das Merkmal funktionaler Verknüpfung der beiden Seiten der Kippfigur und die durch sie bewirkten Steuerungen von Aufmerksamkeitsbewegungen, vielmehr: die Beobachterabhängigkeit der auf die Kippfigur möglichen Einstellungen unterscheiden meinen Lektürevorschlag von solchen in der Forschung etablierten Konzepten, welche die Ambivalenz des ‚Pfaffen Amis‘ betonen; vgl. etwa Röcke, Studien 40 u. ö., sowie 268 ff. (mit Bezug auf das, was man mit Renate Lachmann [*Michail Bachtin*, Rabelais und seine Welt. Volkskultur als Gegenkultur. Aus dem Russischen von Gabriele Leupold. Hrsg. und mit einem Vorwort versehen v. Renate Lachmann (Frankfurt a. M. 1987) hier 15] Bachtins „Mythos der Ambivalenz“ nennen könnte); Schilling, Ausgabe (wie Anm. 46) 187 ff.; Stephen L. Wailes, The Ambivalence of Der Stricker’s ‚Der Pfaffe Amis‘, in: Monatshefte 90 (1998) 148–160.

tiure-Roman, gerade ausblenden. In dieser Richtung, könnte man sagen, thematisiert der Text also die Tabus, welche Bedingung der Möglichkeit solcher idealisierenden Normentwürfe sind. Er zeigt im Hintergrund von Normativität die Normindifferenz und Normüberschreitung als deren Voraussetzung.

Diese aber finden ihren Ort in einer Welt mit sehr viel niedrigerem Strukturierungsniveau. Der Ordnungsentwurf der Haushaltung wie die Teleologie der Karriere haben ihren ‚Grund‘ in einer kontingenten Welt, ihre ‚Sinnhaftigkeit‘ führt der Text in die ‚Sinn-Losigkeit‘ der Schwankwelt zurück, und insofern ist das Sinnvertrauen, das sein Basis-Syntagma exponiert, im Schwank-Paradigma stets auf seine Prekarität hin durchsichtig. Der Text, um Rainer Warnings Formel (oben Punkt I.) noch einmal aufzunehmen, bindet gewissermaßen die Bewältigung von Kontingenz an ihre Exposition. Sein historischer Ort liegt sozusagen im Koordinatenkreuz eines epistemischen ‚Nicht mehr‘ und ‚Noch nicht‘: Feudale Freigebigkeit ohne eine Ökonomie der Tauschäquivalente hat längst ausgedient, umgekehrt aber garantiert diese Ökonomie keineswegs schon Zusammenhalt und Sinnhaftigkeit von Welt. Als Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen also, als Beieinander unabgestimmter und einander so ausschließender wie voraussetzender Ordnungen manifestiert sich sein historischer Ort im Text⁶¹. Und dem entspricht in narratologischer Hinsicht, daß die serielle Paradigmatisierung der Einzelschwänke hier eben gerade durch ein übergreifendes Syntagma geschieht, umgekehrt aber auch die Syntagmatisierung des Basis-Sujets durch das paradigmatische Erzählen der Schwankfolge. Erst mit ihr hat die ‚Geschichte‘ ja so etwas wie eine narrative Mitte zwischen ihrem Anfang in *Tranis* und ihrem Ende beim seligen Tode des Zisterzienserabtes.

Der, wenn man so wollte, Preis dieser narrativen Konstruktion des ‚Pfaffen Amis‘ wie der seine epische Welt strukturierenden ökonomischen Kulturmuster ist deutlich: Als Medium direkter höfischer Repräsentation, als kulturelles Gedächtnis des laikalen Adels konnte eine solche Erzählung schwerlich noch fungieren. Auch als Modus moraldidaktischer Anweisung ist des Strickers Kipp-Phänomen von Ordnungsentwurf und Kontingenzexposition schwerlich denkbar. Was die vorstehende Lektüre, ausgestattet mit dem Konzept paradigmatischen Erzählens, vielmehr zu zeigen hatte, ist ein äußerst distanzierter Diskurs über die Bedingungen höfischer Repräsentation. Er legt diese in ihren Aporien und kontingenten Voraussetzungen offen, und darin bleibt der Text heterogen und widersprüchlich. Darin aber rechtfertigt er einerseits auch die Vermutung, er könnte zugleich ein Beispielfall für die These sein, daß erzählerische Drosselung wie Steigerung von Kontingenz je beobachterabhängig sind. Andererseits können sie ineinander um-

⁶¹ Und geradezu parodistisch zugespitzt kommt solche Selbstwidersprüchlichkeit darin zum Ausdruck, daß die präsenzstiftenden *milte*-Akte von Stellvertretern (v. 736 ff., 2481 ff.) geübt werden müssen, weil Amis, die Welt durchstreifend, kontinuierlich von seiner Hofhaltung abwesend ist: Diese seine Absenz ist paradoxerweise, möchte man sagen, die Bedingung der Möglichkeit seiner permanenten ‚Anwesenheit‘ in den Repräsentationsritualen des Statuskonsums.

schlagen, und das ist auch im ‚Pfaffen Amis‘, wie weiter auszuführen wäre, ein Moment von Komisierung: Durch sie wird Kontingenz in gewisser Weise weder ‚exponiert‘ noch ‚bewältigt‘. Sie wird vielmehr prozessualisiert im Modus einer „Überforderung“ der „kognitiven bzw. emotiven Vermögen“⁶² der Rezipienten, auf welche deren Lachen keine schlechte Reaktion wäre.

⁶² Iser, *Das Komische* 400, 401.